

Eine Hand

Autor(en): **Faesi, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **39 (1959-1960)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EINE HAND

VON ROBERT FAESI

Wehen und Rauschen. . . Eine leichte Morgenstunde lang hatte ich mich im Liegestuhl wohligh entspannt — ferienfrei endlich einmal! — dem Anblick des wechselnden Spiels hingegeben: Weithin auf der mattgelben Sandfläche eine Palette von Farben, die olivgrünen Strandkörbe und buntgestreiften Zelte, das warme Rot, das kecke Zitrongelb, das satte Blau der Trikots. Schlendernde Badegäste, aufgeregter Jubel von Kindern, die an ihren Sandburgen draußen am Flutsaum schaufelten, Auf- und Untertauchen gebräunter Leiber längs der stahlblauen, von Wellenkämmen durchsäumten See; und drüberhin, vor dem leise sich wandelnden Kranz lichten Gewölks, launisch schwankende Papierdrachen und knatternde Flaggen.

Endlich blieb mein Blick haften — an einer Hand, die, wenige Schritte halblinks von mir, aus einem der geflochtenen Strandkörbe, aufgestützt auf die knapp vorspringende Armlehne, herausragte. Mädchen- oder Frauenhand? Da es die Rechte war, ließ sich aus dem Fehlen des Eherings ein Schluß nicht ziehen. Eine noch jugendliche Hand jedenfalls, schlank und gelenk und wie der Unterarm von bräunlichgoldenem Schmelz, zugleich rassig und sensitiv durchgliedert; und vor allem eine ungemein ausdrucksvolle, gleichsam sprechende Hand.

Wie geschmeidig sie die Seiten des kleinen Lederbandes umblätterte, ohne Ausdauer freilich jetzt eine Zigarette nach der andern zwischen den gepflegten, rosigen Fingerspitzen drehte; gelegentlich aus der geschmackvollen Handtasche ein Spiegelchen zum Vorschein brachte. Einmal öffnete sich der weiche Handteller straff, als gelte es seinen chiromantischen Rätseln nachzusinnen. Immer häufiger aber wiederholte sich nun die flinke Drehung des Gelenkrückens, womit das Zifferblatt der goldenen Armbanduhr — die gewöhnlich doch links getragen wird — dem abwesenden Blick zugewandt wurde.

Reizvoll und abwechslungsreich dies pantomimische Spiel, ein wenig quälend nur durch seine nervöse Unruhe, die sich mir unwillkürlich mitteilte, und durch die Neugierde, die es weckte, hinter die Kulissen zu gucken. Was einzig noch sichtbar war, Knie und Fuß, blieb von einem handgewirkten weißen Mantel verdeckt. Warum das junge Wesen bei solcher Sommerwärme nicht das Badekostüm trug? Vielmehr schien es sich in das muschelartige Gehäuse des Strandkorbes einzuschalen, dort erwartend auf der Lauer zu liegen. Schade, es hätte sich sehen lassen dürfen, des war ich gewiß; zwei Jahrzehnte ärztlicher Erfahrung hatten mich zum Beobachter erzogen. Das köstliche Gebilde der Hand verhiß

einen ebenmäßigen Körperbau, ein anmutig geschnittenes Gesicht. Oder malte der Wunsch mir ein voreiliges Bild aus? Ein zu scharfes Profil, ein schnippischer oder mürrischer Zug um den Mund, kurz irgendwelche unangenehme Überraschung blieb nicht ausgeschlossen.

Übrigens nichts einfacher, als mir durch unauffälliges Vorüberschlendern Gewißheit zu verschaffen. Warum tat ich es nicht? Aus Lässigkeit? Aus Furcht vor Enttäuschung? Ich hatte mich ja hingelegt, von allem Beschwerenden dieser Nachkriegsjahre gelöst, mir absicht- und wunschlos Ferien zu gönnen. Was ging mich also die Hand an? Aber die blieb der einzige Fleck im weiten, bunten Kaleidoskop, der meine Augen immer neu fesselte.

Ein Zucken durchfuhr die Finger. Hatten sie soeben am Vorsprung der Lehne hin und her gespielt, so umklammerten sie ihn jetzt dermaßen gespannt, daß die blauen Äderchen des Handrückens vortraten.

Unwillkürlich sah ich mich um. Ach ja, wie zu erwarten, ein Mannsbild! Stattlich, sportlich, gepflegt, das mußte man zugeben. Der knappe schwarze Badeanzug brachte die bronzefarbene Figur perfekt zur Geltung. Auch der Kopf gar nicht übel. Wahrhaftig, nicht der Erstbeste.

Nun er zwischen den Korbstühlen seinen Weg suchte, wurde er der mir Unsichtbaren gewahr. Er stutzte, grüßte mit beflissen angedeuteter Verbeugung, wie man im Saal einer Dame gegenüber zu tun pflegt, und mir war, als zögere er flüchtig, leichte Verlegenheit gewandt verhehlend. Schon aber war er vorüber, und eben noch erhaschte ich, daß ihre leicht vorgestreckte, geöffnete Hand, als hätte ein Nadelstich sie getroffen, zurückzuckte.

Wie meine eigenen Blicke, so mochten die ihrigen seinen Schultern folgen, nun er sich dem Wellensaum näherte; und ob ich wollte oder nicht, erlebte ich es mit ihr, als ihn dort eine angeregte Gruppe Badender mit Winken und lautem Hallo willkommen hieß und eine vollbusige Gestalt ihm entgegenwatete und ihn ins Gewoge zog. Sie trieben es reichlich toll da draußen, angesprungen und aufgepeitscht, überschwemmt und geschaukelt von Wellenkämmen glichen sie übermütig sich tummelnden, heidnisch unbefangenen Meeresgottheiten. Ein- oder zweimal schien mir der junge Mann einen verstohlenen Seitenblick strandwärts zu richten, bald aber ließ er sich vollends ins Wellenspiel, das ein kaum verhülltes Liebesspiel war, hineinziehen. Jetzt warf ein Wogenschwalm seine wilde Gefährtin landeinwärts, sozusagen in seine Arme; er fing sie auf — ein gern und ausgiebig geleisteter Dienst. Zu zweit kämpften sie sich weiter über die andern hinaus in die Flut und schienen nur noch für einander dazusein — bis das Getriebe am Strand sie verdeckte.

Immer lebhafter hatte ich Partei ergriffen für meine einsame Nachbarin, aber ihre Hand aus den Augen gelassen. Was ich befürchtet, das wurde ich nun gewahr: sie schien vom Schmerz durchwühlt und verzogen, und als sie nun verschwand, zitterte der aufgestützte Ellbogen, als

ob heimlich geschluchzt wurde. Richtig, zwischen den Fingern kam ein Spitzentüchlein zum Vorschein. Sie führte es wohl wieder zu den Augen, ja zwischen die Zähne, denn diesmal zeigte es sich zerfetzt. Nun ließ sie es entflattern; die Brise wischte es nahe an mir vorüber. Sollte ich es haschen und ihr überbringen? Schon war der Moment verpaßt. Und es hätte ihr ja doch nur verraten, daß sie beobachtet wurde. Peinlich, beschämend. . . Und obendrein sinnlos, denn was konnte ich helfen? Das kleinere Übel, sie ihrem Leid überlassen.

Daß ihre Seele um Fassung rang, das war von dieser einen Hand abzulesen; solche Ausdruckskraft war ihr in ihrer Verlassenheit eigen. Wären es ihrer zweie gewesen, könnte ich es nicht anders sagen als: sie rang die Hände. Die Arme schien in ihrer Not so völlig aufzugehen, daß ihr die Möglichkeit, einen Zuschauer zu haben, wohl gar nicht durch den Sinn ging. Ich aber kam mir in dieser Rolle, in die ich mich hatte hineingeleiten lassen, auf einmal unwürdig vor; ich versuchte wegzusehen, aufzubrechen und brachte es doch nicht über mich. Zugleich warf ich mir den Verlust meiner unbekümmerten Ferienlaune vor. Dem Mitleiden hatte ich entgehen wollen — da hatte es mich wieder gepackt.

Was hielt sie jetzt in der Hand? Etwas wie ein gläsernes Flakon. Indem sie es mit dem Ballen umfaßte, schraubte sie mit Daumen und Zeigefinger hastig den Metallverschluß auf. Ein belebendes Parfüm? Ein Narkotikum, die Qual der Eifersucht zu betäuben? Ich strengte die Augen an. Die bläuliche Flüssigkeit wie die Aufmachung der Droge erweckten meinen Verdacht; auch hiezulande könnte man Gift so kennzeichnen. Und die Besorgnis wuchs, denn ein Widerstreit schien in ihr vorzugehen: auf halbem Weg zum Munde sank die Hand, wie entmutigt oder schauernd, mehrmals zurück. Oder bildete ich mir das alles nur ein? Wie dem sein mochte, ärztliche Verantwortung war in mir erwacht. Jedenfalls galt es, Unwiderruflichem zuvorzukommen — auf die Gefahr hin zu irren und lächerlich dazustehen.

Ich war aufgesprungen und nahegetreten, und sobald sie das Flakon wieder nach oben führte, fiel ich ihr schonend in den Arm. Schreck durchfuhr sie; heftig suchte sie sich frei zu machen und — zwar vergeblich, aufspringen zu wollen. Und nun folgten Augenblicke, in denen sich Überlegungen, Wahrnehmungen, Empfindungen jagten, mischten, zum Wirbel verknäuelten. Und in *ihr* gewiß, wenn auch anders, noch fiebriger als in mir.

Ich stammelte so etwas wie: «Sei scheinen sich unwohl zu fühlen. . . Ich bin Arzt. . . Erlauben Sie, daß ich helfe.» Zugleich hatte ich mich vorgebeugt und sah in tränenfeuchte, leidbeseelte Augen: weiche, bebende Lippen bewegten sich lautlos. Eine Glücksempfindung bestätigte mir, so habe ich sie mir vorgestellt — und doch wieder anders; nein, im Grunde ganz so. Sympathie überströmte mich warm.

«Werfen Sie das weg», bat ich scheinbar gelassen; und wirklich, fast

willenlos ließ sie sich das Fläschchen entgleiten. Ich zertrat es im Sand. «Sie dürfen jetzt nicht allein bleiben. Ich bringe Sie in den Gasthof.»

So verwirrt, so fassungslos, und vielleicht doch auch so erlöst schien sie, daß sie sich nicht zu rühren vermochte. Ich ergriff daher ihre rechte, mir so vertraute Hand, und tastete nach der andern. Warum auf einmal das Ungestüm ihrer Abwehr, mit der sie sich tief in die Muschel des Strandkorbes preßte? Unter die Falten ihres langen, weißen Überwurfes greifend waren meine Finger unsicher ins Leere gefahren, und da, kurz unter der Achsel, stießen sie an etwas Stumpfes! Er fehlte ja, dieser Arm, so erkannte ich in der Schrecksekunde — und erkannte zugleich dies menschliche Schicksal. Mit *einer* Hand läßt sich das Leben schwer meistern.

Wozu mehr sagen? Obwohl ich schon heute mehr weiß. Das war gestern. Ich habe soeben vermocht es niederzuschreiben. Ich habe ja Zeit. Ich warte, nebenan, bis meine Patientin mich ruft. Denn ich bin wieder Arzt, ob ich will oder nicht. Ich darf die Gefährdete nicht sich selbst überlassen. Wenigstens heute noch nicht.

Die Geschichte sei aus, nahm ich an. Aber wer weiß, vielleicht hat sie nur eben begonnen. Wir gewahren von unserm Nächsten vorerst gleichsam nur eine Hand, und nach und nach kommt zum Vorschein, was sich zutiefst in seiner Schale verbirgt.